

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **27 (2020)**

Heft 300

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Antifeminismus und Anti-Gender-Rhetorik ermöglichen es Teilen der Gesellschaft, nach rechts zu rücken, ohne dass sie «rechts» wirken. Von Franziska Schutzbach

38

Das Ganze als das betrachten, was es ist: etwas Neues, Unverständliches, das man aushalten muss. Die Corona-Flaschenpost aus Wien. Von Lorenz Langenegger

40

Together home alone in New York City: Was ist die «Mutter aller Städte», wenn alles, was man dort suchte, nun fehlt? Von Michaela Müller und Roman Elsener

42

ANTIFEMINISMUS MACHT RECHTE POSITIONEN GESELLSCHAFTSFÄHIG

Antifeminismus und Anti-Gender-Rhetorik spielen bei der «Einmüttung» rechter Weltanschauungen eine zentrale Rolle. Sie ermöglichen es Teilen der Gesellschaft, nach rechts zu rücken, ohne dass sie «rechts» wirken. Von Franziska Schutzbach

In den vergangenen Jahren haben die Anfeindungen gegen Gender, Gleichstellung und Feminismus stark zugenommen. Diese Entwicklung hängt, wie vielfach gezeigt wurde, eng mit dem Aufstieg rechtsextremer und rechtspopulistischer Kräfte zusammen. Misogynie (Frauenhass), die Verteidigung traditioneller und hierarchischer Geschlechtermodelle und die Ablehnung von Homosexualität sind historisch und bis heute Elemente völkischen und nationalistischen Denkens. So ist zum Beispiel die Idee eines homogenen Volkes inhärent mit Konzepten einer traditionellen und «heilen» Familie verbunden, in denen «Vater und Mutter» das Volk reproduzieren. Damit einher gehen auch Geschlechternormen wie das Bild der aufopferungsvollen Mutter und des überlegenen Mannes.

Es ist also wenig überraschend, dass feministische und queere Perspektiven, die egalitäre Lebensmodelle anstreben und eine Vielfalt von geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen ermöglichen wollen, angefeindet werden. Ebenso wenig überraschend ist es, dass die Gender Studies, die die Vielfalt von Lebensweisen auch wissenschaftlich aufzeigen, bekämpft werden.

Antifeminismus und Anti-Gender-Diskurse haben jedoch bei weitem nicht nur bei den Rechten Konjunktur. Sie finden seit einigen Jahren Anklang in allen gesellschaftlichen und politischen Milieus. Antifeminismus und Anti-Gender haben offensichtlich eine Scharnierfunktion und bilden eine Art gemeinsamer Nenner für sehr unterschiedliche Lager. Von Rechtsextremen, Christlich-Fundamentalisten, «besorgten Eltern» bis hin zu Konservativen, Feuilletonisten, Liberalen und sogar Linken.

Wie es die Journalistin Lea Sussemichel jüngst überspitzt formulierte: «Darauf, dass die Feministinnen den Bogen überspannen, können sich Männer unterschiedlichster Lager und Milieus immer noch einigen.» So verschieden die Haltungen sein mögen, beim Feindbild Feminismus oder Gender kann man sich offenbar verständigen. Antifeminismus schafft Verbindungen und gemeinsame

politische Ziele unter Akteuren, die ansonsten extrem unterschiedlichen ticken.

Ferner ist Antifeminismus eine Chiffre, mit der reaktionäre Positionen in verschiedenen politischen Milieus gesellschaftsfähig gemacht werden. Denn die Ablehnung von Feminismus oder Gender erscheint auf Anhieb nicht eindeutig rechts – anders als plumpe Ausländer-raus-Parolen. Zum Beispiel wird – und das macht den reaktionären Charakter antifeministischer Positionen oft unsichtbar – die formale Gleichstellung meist durchaus akzeptiert und sogar als wichtige Errungenschaft des Abendlandes bezeichnet. Rechte Politikerinnen wie Alice Weidel, aber auch liberale Feuilletonisten oder Maskulisten im Internet befürworten dezidiert die gesetzlich festgehaltene Gleichheit, benutzen aber genau diese positive Bezugnahme, um zu sagen: Mehr braucht es nicht. Bis hierher und nicht weiter. Sie sagen: Wenn es heute noch fortbestehende Ungleichheiten gibt, dann ist das wegen der Biologie. Und muss so bleiben.

Die Logik des neuen Antifeminismus lautet: Wir erkennen bürgerliche Gleichheitsprämissen ein Stück an, im Gegenzug dürfen wir umso unverhohlener biologistisch argumentieren. Die Berufung auf die Natur ist eines der ältesten antifeministischen Argumente. Die Natur ist auch der wichtigste Ansatzpunkt jeglicher völkischer und reaktionärer Ideologie, die im Kern immer darauf zielt, Hierarchien, Ungleichheit und Ausschlüsse zu legitimieren und eine vermeintlich natürliche «Macht des Stärkeren» zu idealisieren.

Die Verbindung von Antifeminismus und Anti-Political-Correctness

Neben einem neu aufkeimenden Biologismus war in den vergangenen Jahren aber vor allem der Aufbau von Feindbildern erfolgreich. Feminismus sei «Umerziehung von oben», «Gleichschaltung» oder der Terror der politisch Korrekten. Antifeminismus funktioniert letztlich wie andere klassische Feindbildkonstruktionen und Verschwörungstheorien,

Feminismus und Gender werden zu einem gigantischen Monsterfeind aufgeblasen. Und ja, richtig, das ist paradox: Man positioniert Frauen als biologisch schwächer, unterlegen usw., unterstellt ihnen aber gleichzeitig omnipotente Mächte. In dieser Paradoxie spiegelt sich die immer gleiche Logik des Ressentiments. Diese Logik sagt nichts über Feminismus aus, aber einiges über die Ängste und nicht erreichten Allmachtphantasmen der Antifeministen.

Auch der Anti-Political-Correctness-Diskurs funktioniert so: Die Rede ist von einer mächtigen Sprachpolizei, die aber von sogenannten «Snowflakes» ausgeht, das heisst von angeblich verweichlichten, weinerlichen linken Kids, die mit ihren «Triggerwarnungen» und «Safe Spaces» die Welt terrorisieren. Anders ausgedrückt: Die politisch Korrekten sind zwar schwächlich, aber heimlich mächtig. Die paradoxe Figur der Schwach-Starken ist eine der ältesten, historisch vor allem im Antisemitismus verankerten reaktionären Topoi.

Aktuell wird dieser Topos im Kleid der Anti-Political-Correctness oder wahlweise auch mit Identitätspolitik-Bashing neu aufgelegt. Anti-Political-Correctness wurde in den 1990er-Jahren aus den republikanischen US-Wahlkämpfen in den deutschsprachigen Raum importiert und hier zuerst von rechtsradikalen und antisemitischen Verschwörungstheoretikern verwendet. In einem Buch des Rechtsextremen Klaus Groth, *Die Diktatur der Guten – Political Correctness*, aus den 1990er-Jahren heisst es gleich im ersten Satz: «Die Diktatur hat einen neuen Namen, die Political Correctness, sie ist die Herrschaft der Minderheiten über die Mehrheit.»

Heute liest man solche Sätze nicht mehr nur in rechtsextremen Büchern, sondern im Feuilleton. Das Feuilleton sprang auf diesen Zug auf und klatschte in den letzten Jahren beherzt mit, als es Mode wurde zu behaupten, dass Minderheiten, Frauen usw. jetzt übertreiben und doch mal Ruhe geben sollten, dass es langsam reiche mit der Egalität. Man nickte, als in jedem Gender-Main-

streaming-Programm «Umerziehung von oben», in jeder feministischen Kritik ein «Zensurinstrument» vermutet wurde. Man klatschte so lange, bis liberaldemokratische Prämissen wie Egalität, Minderheitenrechte und Gleichstellung ganz allgemein und grundlegend unter Verdacht gerieten. Bis sogar Grundgesetze und Menschenrechte als extrem oder totalitär galten und es zunehmend als Ausdruck der liberalen Freiheit galt, gar zum «Punk» emporstilisiert wurde, diese abzulehnen und darauf zu beharren, so ein bisschen sexistisch und rassistisch zu sein.

In zahlreichen Zeitungen schrieben konservative Feuilletonisten in den vergangenen Jahren über eine angeblich aus dem Ruder gelaufene Emanzipation, eine «übertriebene Gleichstellungspolitik» oder «totalitäre Genderforschung». Aufgebaut wurde die Vorstellung von einem «zu viel» an Emanzipation, von Meinungsverboten oder gar von einer bevorstehenden «Genderdiktatur».

Diese Feindbildrhetorik hatte den Effekt, dass konservative oder rechte Akteure sich als demokratische Tabubrecher inszenierten, in Wahrheit aber demokratische Mindeststandards wie Antidiskriminierung oder Gleichstellung delegitimierten. Es ist wichtig zu verstehen, dass beim Political-Correctness-Bashing bzw. der Behauptung, wir hätten es mit einer feministischen Diktatur zu tun, nicht irgendwelche tatsächlich radikalen feministischen Ideen angegriffen werden, sondern die Basis demokratischer und im Grundgesetz verankerten Vereinbarungen. Es geht um eine schleichende und grundsätzliche Infragestellung von Egalität.

In der Schweiz setzte sich etwa der ehemalige Chefredakteur der «Basler Zeitung», Markus Somm als Freiheitskämpfer gegen eine angeblich totalitäre Genderforschung in Szene. Er unterstellte, die Genderforschung wolle Männer und Frauen «gleichschalten» und plädierte für das Recht, unterschiedlich sein zu dürfen. Allerdings erweist sich sein Plädoyer für Unterschiedlichkeit genau besehen selbst als dogmatisch. Mädchen würden nun mal, wie er beobachte, lieber mit Puppen

spielen als Buben. Somm leitet, ausgehend von naturalistischen Sein-Sollen-Fehlschlüssen, eine ahistorische Pauschalwahrheit ab: Weil ich sehe, dass Menschen etwas tun (mit Puppen spielen), weiss ich automatisch, was ihre Rolle in der Gesellschaft zu sein hat. Kurzum: Der Vorwurf gegen die Gender Studies, totalitär zu sein, ermöglicht es ihm, seine eigenen normativen und im Kern anti-liberale Perspektiven zu vertreten («Mädchen sind so»). In einer absurden Verkehrung wird das Festhalten an Stereotypen und Normen zum Inbegriff von Freiheit erklärt.

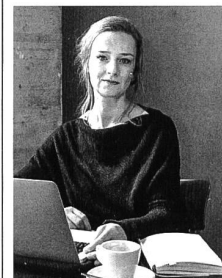
Der Mythos der erreichten Gleichstellung

Ferner beruft sich Somm auf eine angeblich längst erreichte Gleichstellung. Formal gesehen gebe es keine Hürden mehr. Frauen können heute tun und lassen was sie wollen, es brauche deshalb keinen Feminismus und auch keine Geschlechterforschung. Die Beseitigung wirklich «schwerwiegender Diskriminierungen wie der Tatsache, dass eine Frau ohne Erlaubnis ihres Mannes keinen Vertrag unterschreiben konnte», sei erfolgt, und aus liberaler Sicht ein «selbstverständliches Anliegen». Somm bezieht sich affirmativ auf die Gleichstellung, um zu sagen: Jetzt reicht es. Wenn es jetzt noch «Restungleichheiten» gibt, dann sind sie in der Natur begründet und zu akzeptieren.

Was in solchen Argumentationsweisen genau genommen passiert, ist, dass ein wichtiger Teil demokratischer Verfassungen delegitimiert wird, nämlich der Auftrag, Gleichstellung nicht nur formal festzuhalten, sondern auch tatsächlich umzusetzen, also politisch einzugreifen und Dinge gerade nicht «der Natur» zu überlassen. Es handelt sich um eine zentrale Erkenntnis liberaldemokratischer Gesellschaften, dass Gleichberechtigung nicht nur eine juristische Formel ist, die dann den Individuen überlassen werden kann, sondern dass diese auch politisch und materiell umgesetzt werden muss. Die Schweizer Verfassung hält fest: «Der Staat fördert die tatsächliche

Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.»

Eine Haltung wie diejenige von Markus Somm und anderen, die Gleichstellung auf eine rein formale Ebene reduzieren, entlässt Staat und Gesellschaft aus der Verantwortung. Genau hier werden Antifeminismus und Anti-Gender-Positionen zu gefährlichen Einfallstoren für antidemokratische Weltanschauungen. Und zwar – das ist das Verführerische dieser Argumentation – indem sie sich als bürgerlich und liberal inszenieren: Die Delegitimierung der Verfassung erscheint als Inbegriff von Freiheit und Selbstbestimmung.



Franziska Schutzbach, 1978, ist Soziologin und Geschlechterforscherin. Sie ist u.a. Autorin von *Die Rhetorik der Rechten. Rechtspopulistische Diskursstrategien im Überblick* (Edition Xanthippe, 2018). Im März ist ihr Buch *Politiken der Generativität. Reproduktive Gesundheit, Bevölkerung und Geschlecht. Das Beispiel der Weltgesundheitsorganisation* im Transcript-Verlag erschienen.

ALLE

TAGE



Wien, leergefegt (Bilder: Lorenz Langenegger)



Seit einem Monat war alles anders. Wir stellten fest, dass wir nicht besonders gut darin waren, Ungewissheit zu ertragen und Unsicherheit auszuhalten. Kaum war der Alltag in Gefahr, merkten wir, wie lieb uns Gewohnheiten waren. Wir scharten uns in Gruppen und rückten zusammen, nicht physisch, die Herde war behördlich untersagt, aber in Gedanken. Eben noch stolze Individuen, beruhigte es uns plötzlich, wenn wir kauften, was alle kauften, wenn wir das Buch aus dem Regal nahmen, das alle lasen. Wir waren nicht allein. Wir hielten zusammen. Aber was? Was hielten wir zusammen?

Am ersten Tag spielen sie im Radio nach dem Morgenjournal *Via con me (it's wonderful)* von Paolo Conte.

Für Regaleinräumer und Kassiererinnen veränderte sich wenig. Sie standen in ihrer kurzen Pause vor dem Lieferanteneingang, in einer Hand die Dose, in der anderen die Zigarette. Mehr denn je brauchten sie die süsse, prickelnde Energie und den Lungenzug.

Am vierten Tag spaziere ich zum ersten Mal durch die leere Innenstadt. So habe ich die Hofburg, den Graben, den Stephansplatz und die Ringstrasse noch nicht gesehen. Vor der Pestsäule brennen Kerzen.

Wien war meine zweite Heimat. Obwohl ich immer der Meinung war, dass ich

keine erste hatte. Meine Grosseltern waren aus verschiedenen Ecken der Schweiz nach Zürich gekommen, auf der Suche nach Arbeit. Meine Eltern suchten Bauland und fanden es ausserhalb der Stadt, da, wo die Häuser aufhörten und der Wald begann. Ich kam mit 20 nach Bern, mit 25 nach Zürich und mit 30 nach Wien. Je grösser die Stadt, desto wohler fühlte ich mich. Im Winter war ich einige Tage in Gais. Ich bildete mir ein, dem Dorf verbunden zu sein. In China war ich noch nie.

Am fünften Tag lese ich in der Zeitung vom Vortag in einem Interview mit einem Bestsellerautor (ich wundere mich über die Berufsbezeichnung) folgenden Satz: Es wird plötzlich sehr deutlich, wer für unsere Gesellschaft relevant ist, und ich finde spannend, wie da der Begriff Leistungsträger neu definiert wird.

Die Nachricht, dass alle Flugverbindungen zwischen Wien und Zürich eingestellt wurden, beschäftigte mich nicht weiter. Erst als zwei Tage später auch die Züge nicht mehr über die Grenze fahren, fühlte ich mich eingeschränkt. Wie oft war ich in den letzten Jahren zum Bahnhof gegangen und hatte mir einen gemütlichen Platz gesucht, auf dem ich acht Stunden lesen und arbeiten konnte?

Am sechsten Tag habe ich eine Idee. Ich analysiere die Struktur von *Bartleby*, dem Schrei-

ber von Melville. Dabei stosse ich auf die Sätze: «Es ist nicht selten der Fall, dass ein Mensch, wenn ihm auf eine noch nie dagewesene und krass der Vernunft widersprechende Weise entgegengetreten wird, in seiner eigenen, simpelsten Überzeugung zu schwanken beginnt. Er beginnt gewissermassen dunkel zu argwöhnen, dass alles Recht und alle Vernunft, so verwunderlich es auch sein mag, auf der anderen Seite seien.»

St.Pölten, Linz, Salzburg, Kufstein, Wörgl, Innsbruck, Ötztal, Landeck-Zams, Imst-Pitztal, St.Anton am Arlberg, Bludenz, Feldkirch, Buchs.

Am elften Tag fällt mir nichts mehr ein. Der Abstand ist zu klein und gleichzeitig zu gross. Es fehlt der Überblick für die Einordnung, dafür muss es vorbeigehen. Und es ist nicht mehr neu und wie alles Neue aufregend. Die Ausnahme ist Routine geworden. Die Sorgen werden grösser, wohin das alles noch führen wird. Ich lese ein Theaterstück, das ich 2012 geschrieben habe und finde darin die Sätze: In Apotheken gehen die Schutzmasken aus. Desinfektionsflüssigkeit wird knapp. Ein Husten in der Öffentlichkeit führt zu feindlichen Blicken. Nach einem Niesen leert sich der Strassenbahnwaggon. Und später: Um uns herum ist Plastik. Wir befinden uns im Bauch einer Maschine. Es surrt und tickt überall. Die Maschine atmet, misst und regelt un-



terbrochen, aber sie hat kein Herz, nur Anzeigen und blinkende Lichter.

Was es auslöste, einen Schritt voraus zu sein. Hier galt schon, was dort erst verkündet wurde. Wie leicht dabei das Gefühl entstand, es besser zu wissen, schon zu kennen, was auf andere zukam. Die Genugtuung, die das Gefühl hinterliess, verwunderte mich. Was genau tat genug daran?

Am 16. Tag kaufe ich zum letzten Mal ohne Mundschutz ein.

Ich studierte jeden Tag die Zahlen. Auf die Statistik war Verlass. Ich sass zu Hause und wollte die Einschränkungen, die den Alltag prägten, in der Kurve abgebildet sehen. Wie lange schon? Dann müsste doch jetzt... Und als es so weit war, redete plötzlich niemand mehr von Zahlen, sondern von Masken.

Am 21. Tag werden zum ersten Mal mehr Genesene als Erkrankte gemeldet.

Im Theater wurde die Maske eingesetzt, um eine Rolle zum Ausdruck zu bringen. Welche Rolle nahm ich ein, wenn ich mir das Tuch um Mund und Nase band, bevor ich den Supermarkt betrat? Ein Maskierter stupste mich an und blieb zu nahe vor mir stehen. (Die Feststellung, wie schnell sich das Gefühl von Nähe und Distanz veränderte. Mein Tanzbereich, dein Tanzbereich.) Er nahm den Schal vom Gesicht. Kollegiale Wiedersehens-

freude. Er fütterte seine Fische auf dem Land und hatte nur ausnahmsweise einen Ausflug in die Stadtwohnung gemacht. Was für Fische? Regenbogenforellen. Und sonst? Die Arbeit ging uns nicht so schnell aus.

Der dreiundzwanzigste Tag ist schon wieder ein Tag, der sich wie ein Sonntag anfühlt.

Wandern ging immer, auch von der Haustür aus: über die Friedensbrücke und den Donaukanal, am Franz-Josefs-Bahnhof vorbei, durch Lichtental, über den Gürtel, an der hohen Mauer des jüdischen Friedhofs entlang, zwischen den Villen des Cottageviertels zum Türkenschanzpark, hinunter nach Neustift am Walde, durch die Weinberge hinauf in den Wiener Wald und zurück über den Himmel und die Bellevuestrasse nach Döbling, an der Spittelau vorbei, um den Franz-Josefs-Bahnhof herum, über die Friedensbrücke und nach fünfeinhalb Stunden kaufte ich beim türkischen Bäcker drei noch warme Fladenbrote.

Am 28. Tag versteckte ich in der Früh die gefärbten Eier im Wohnzimmer und sitze dann auf dem Sofa, trinke einen Tee. Ich lese einen Text über Riesen vor der Tür im Katalog zur Ausstellung «I borrowed optimism from the past» im Künstlerhaus Graz, die nach der Hälfte der Laufzeit geschlossen wird. Danach geht mir durch den Kopf: Ich könnte keinen

schöneren Beruf haben. Am liebsten würde ich gleich einen Roman schreiben. Ich weiss ganz genau, dass ich jetzt nichts zustandebringe, also bleibe ich sitzen und trinke noch einen Becher Tee.

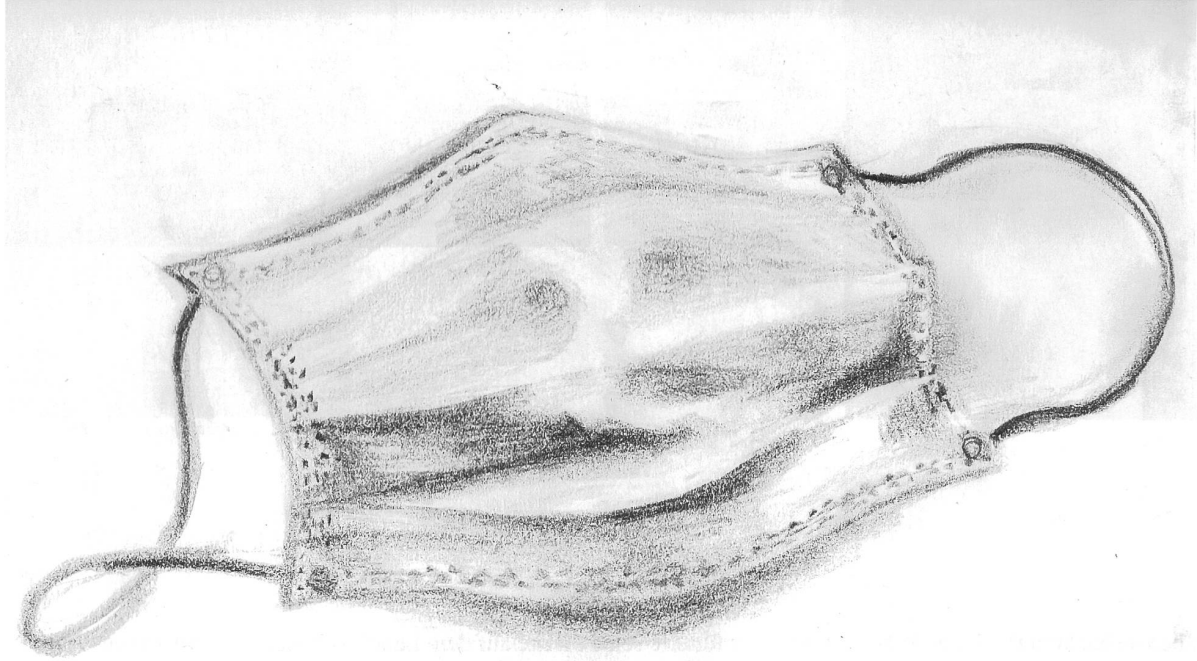
Buchs, Feldkirch, Bludenz, St. Anton am Arlberg, Imst-Pitztal, Landeck-Zams, Ötztal, Innsbruck, Wörgl, Kufstein, Salzburg, Linz, St. Pölten.

Am 30. Tag werde ich gebeten, einen Text zu schreiben. Ich sage zu und nehme mir vor: das Ganze als das zu betrachten, was es ist, etwas Neues, Unverständliches, und das auch auszuhalten.

Lorenz Langenegger, 1980, gebürtiger Ausserrhoder, lebt in Wien und Zürich, Autor von Theaterstücken und Romanen, zuletzt *Dorffrieden* (2016) und *Jahr ohne Winter* (2019), alle beim Verlag Jung & Jung Salzburg.

TOGETHER HOME ALONE IN NEW YORK

New York City, Mutter aller Städte, wie Max Frisch einst auf einem Dach an der Upper West Side ausgerufen haben soll, ist nun auch das Epizentrum des Coronavirus-Ausbruchs. Doch was ist eine Stadt, wenn alles, was man dort suchte, nun fehlt? Das fragen sich *Michaela Müller* (Illustrationen) und *Roman Elsener* (Text) auf ihrer Velotour an den Strand von Coney Island.



«Drop dead!» – tot umfallen tut New York noch nicht, auch wenn das Donald Trump vielleicht gerne hätte. Zumindest wirft New Yorks Bürgermeister Bill de Blasio dies dem US-Präsidenten vor. Schlimmer noch als einst Präsident Ford, dem das «Drop dead»-Zitat zugeschrieben wird, weil er der Stadt vor dem Bankrott 1975 Finanzhilfe verweigerte, versage Trump nun den New Yorkern die überlebenswichtige medizinische Hilfe, so De Blasio.

Ford stammte aus Nebraska, New York mag ihm – wie vielen Amerikanern – fremd, gefährlich und unamerikanisch europäisch vorgekommen sein. Trump dagegen ist in New York aufgewachsen, in Queens, höchstens drei, vier Kilometer vom Stadtteil Corona entfernt, wo das Virus – als hätte es einen Sinn fürs Makabre – sehr heftig wütet.

Unverständlich, dass Trump der «Spirit of New York», die Kraft der Solidarität, welche die Stadt in Krisenzeiten entwickeln kann, nicht berührt. Im unweiten Flushing Meadows Corona Park wird er als Jugendlicher mit Freunden – wenn er denn welche

hatte – gespielt haben. Heute hat er ihn vergessen und kümmert sich lieber um seine schiesswütigen Wähler in Michigan oder Virginia, die er ermuntert, sich den durchaus sinnvollen «Social Distancing»-Regeln ihrer Staatsgouverneure zu widersetzen.

Zu den «basics»

So hören wir hier in Brooklyn dem Präsidenten schon lange nicht mehr zu, und auch Bill de Blasio's Wetterm gegen Trump ist nicht mehr als politisches Geplänkel. Als klarer Leader im Umgang mit der Pandemie in New York hat sich der Gouverneur des Staates, Andrew Cuomo, erwiesen. Er sieht von politischen Aussagen ab, selbst wenn ihn sein Bruder Chris, TV-Kommentator auf CNN und selbst an Covid-19 erkrankt, im Interview provoziert. Cuomo informiert die New Yorker sachlich – freut sich, wenn er, wie neulich, das Abflachen der Kurve der Neuansteckungen bekannt geben darf, warnt eindringlich wenn nötig, schafft es aber auch zu beruhigen: Bitte keine Panik und kein Night

Fever, in der Stadt, in der sich auch bei Minimalbetrieb ein Zweimeter-Abstand fast unmöglich einhalten lässt.

Sich ohne Gesichtsmaske in die Stadt zu begeben, das mag in Schweizer Städten gehen, hier sind wir auf gegenseitige Rücksichtnahme angewiesen, wer sich nicht schützt, gefährdet andere. Man besinnt sich aufs Wesentliche – «the basics», wie die Amerikaner gerne sagen, und von denen wir Städter doch so viele vergessen haben. New York lernt, nicht wie üblich mit einem exklusiven globalen Mix bedient zu werden, sondern sich selbst zu versorgen: Wie backt man Brot? Wie legt man einen Garten an und schützt ihn vor aggressiven Ratten? Welche Vögel zwitschern morgens so laut in den Bäumen im Garten, nun, da aus den Strassen ausser Krankenwagensirenen kaum mehr etwas zu hören ist?

Neue Grundregeln kommen dazu: Wie trägt man eine Schutzmaske, ohne dass sich die Brille beschlägt? Wie entsorgt man gebrauchte Gummihandschuhe, ohne die Viren in der eigenen Wohnung zu verstreuen? Sollen die Produkte, die man eben aus dem Su-



permarkt nach Hause gebracht hat, mit Desinfektionsmittel abgerieben werden?

In Videokonferenzen tauschen wir in virtuellen wöchentlichen Sonntagsbrunches mit New Yorker Freunden aus aller Welt Tipps und Tricks aus. Den Kindern ist es langweilig? – Organisieren wir eine Geburtstagsparty für eines der Stofftiere! Keine Hefe? – Mit Sauerteig-Kulturen kann man trotzdem Brot backen. Du hast Kollegen, die sich mit Seilgumpen fit halten, bis jetzt belächelt, und nun gibt es nirgendwo mehr Springseile zu kaufen? – Benutze eines deiner defekten Gitarrenkabel!

Leere Strassen im Frühlingsblust

Statt in U-Bahnkanälen oder Expressbussen von Termin zu Termin zu hetzen, entdeckt man die Stadt wieder zu Fuss oder auf dem Velo. Wir halten die Schutzmaskenpflicht auch hier ein und planen mit dem Fahrrad nach Coney Island an den Strand zu fahren, frische Luft, Weitblick, Perspektiven für den Sommer zu gewinnen.

Wir hoffen, auch das Panzergehäuse der einen oder anderen Horseshoe Crab zu finden, die an den New Yorker Stränden angeschwemmt werden – die urzeitlichen Pfeilschwanzkrebse, deren Vorfahren schon vor 450 Millionen Jahren durch die Meere schwammen, dienen immer wieder als gute Erinnerungen daran, wie beharrlich das Leben sein kann.

Zum grossen Befreiungsschlag wird die Velotour allerdings nicht. Der Strand – zu dieser Jahreszeit normalerweise voll buntem Volk, das auf den Brettern des Boardwalks promenierte oder im Sand Picknicktücher auslegt – ist einzig für kurze Spaziergänge geöffnet, das wissen wir schon vor der Abfahrt. Mit der Gesichtsmaske gegen den Frühlingswind gestaltet sich das Vorankommen zudem langsamer als gedacht.

Die Leere der Strassen im Frühlingsblust ist beklemmend. Auf der Bedford Avenue kommen wir an einem von Polizei und Militär bewachten Covid-19-Testcenter vorbei. Auf Leuchttafeln wird darauf aufmerksam gemacht, dass Patienten nur per Verabredung eingelassen werden. Bei jedem Rotlicht

achten wir darauf, nicht zu nahe bei einem japsenden Jogger, einer keuchenden Sports-Bikerin oder einem Autofahrer, der bei offenem Fenster in sein Handy schreit, zu warten.

Fast alle Personen, die man sieht, tragen Masken. Der junge Mann, der seinen Hund spazieren führt. Die alte Frau, die ihren vollen Wäschekorb zur 24-Stunden-Laundry schiebt, sogar die beiden Jungs an der Ecke, die einen Joint rauchen, der eine hat die Maske auf seine Stirn geschoben, der andere seine Bandana zum Halstuch gemacht. Den süsslichen Duft der Rauchware können wir dutzende Meter entfernt riechen. Ob uns die Viren in der Luft ähnlich lange verfolgen?

Kulturstadt ohne Kultur

Was ist eine Stadt, wenn das, was die Bewohner hierher gezogen hat, nicht mehr existiert? Keine Konzerte, keine Kunst, keine Bars, keine Dachparties, kein Ablecken der Finger nach dem «Best Roastbeef Sandwich in Town» vom Deli an der Ecke? Wenn die «Reibung an der globalen Gesellschaft» fehlt,



wie es ein alter Rheintaler Freund, der heute in Wien lebt, ausdrückt? Wenn die Welt nicht mehr nach New York kommt, sondern die Metropolis meidet?

Wer kann, hat die Stadt meist schon verlassen, ist zu Verwandten in weniger bevölkerte Staaten, oder in ländliche Gegenden in Upstate New York, wohin die hohen Mieten in der Stadt gerade auch kreative Köpfe in den letzten Jahren ohnehin schon vertrieben haben. Sie hoffen, nun mit ihren Livestreams aus Kellern oder von vor den Cheminees ihrer bescheidenen Landsitze ein Publikum zu erreichen. Dass Lady Gaga mit Globalcitizen.org dasselbe gleichzeitig mit den Rolling Stones, Paul McCartney und Elton John durchzieht, hilft dabei natürlich nicht.

Wer in der Stadt bleiben muss, hat kaum eine andere Wahl als zu hoffen, dass die Solidarität greift. Es sei, so heisst es, sowieso nur ein richtiger New Yorker, wer keinen anderen Fluchtort habe. Vielleicht belebt genau dies den berühmten guten Geist der Stadt: Hey, wir stecken alle zusammen in diesem dystopischen Katastrophenfilm! Jetzt nur

nicht alleine noch nachsehen, was da an der Backdoor kratzt, oder noch schnell im 24-Stunden-Shop an der Ecke einen neuen Sixpack holen. Wir wissen was passiert, wenn sich die Protagonisten in solchen Filmen trennen. Nun bleiben wir alle schön zusammen alleine zu Hause und schauen den Streifen zu Ende, bis zum Happy End.



Michaela Müller wurde für ihre Filme *Miramare* (2009) und *Airport* (2017) mit dem Schweizer Filmpreis für beste Animationsfilme ausgezeichnet. Sie teilt sich ihre Zeit zwischen der Schweiz und New York.

Roman Elsener arbeitet seit 1996 für Schweizer Medienunternehmen in New York. Seine Erlebnisse in der Metropolis verarbeitet er als Singer/Songwriter der Band «The Roman Games».

Musik-Anspieltipp zur Lektüre dieses Beitrages:
Together Alone von Crowded House (1993)
youtube.com/watch?v=6clOaNae8sg